

Am Judentum baut sich Kafka auf, an ihm verwirft er sich. Hier ist er Karl Kraus überlegen, der das Judentum in seiner Jugend hinter sich ließ und dem das „offene System“ seiner Gedankenwelt erst kurz vor dem Tode unter dem antimoralischen Druck Hitlers erlaubte und gebot, sich frei zum Judentum zu bekennen, dem er entwachsen war, obwohl er immer im Namen des Judentums sprach, wenn er das Schärfste gegen die Juden seiner Zeit sagte“ (S. 207 f.). Allein schon um dieser zum Nachdenken zwingenden Sätze willen verdient das Buch von Werner Kraft, gründlich gelesen zu werden. Doch darüber hinaus gibt es noch vieles Weiteres, das zum Lesen einlädt. Werner Kraft war mit Walter Benjamin<sup>1</sup> befreundet, der sich ebenfalls mit Kafkas Werk beschäftigt hat. Werner Kraft nimmt in seinen Anmerkungen dazu Stellung. Wenn F. Beissner seinen Spott über die zahllosen Kafkadeutungen ausgießt, dann repliziert der Verf. mit dem Hinweis darauf, wie Benjamin arbeitete. „Benjamin richtet den Blick auf Einzelnes, um Erstaunliches zu gewahren“ (S. 213). Unter anderem geht der Verf. auf die vielumstrittene Frage ein, ob es Christliches bei Kafka gebe. Er bestätigt, daß es eindeutig christliche Motive bei ihm gibt, macht aber darauf aufmerksam, daß diese neben anderen stehen, die mit dem Christentum nichts zu tun haben. Eine einlinige Interpretation würde daher fehlgehen. Die Mehrdeutigkeit Kafkas erzwingt den wiederholten Ansatz zur Neuinterpretation. Dazu hat Werner Kraft mit dem kleinen Band der Bibliothek Suhrkamp einen gewichtigen Beitrag geleistet.

W. E.

BERNARD MALAMUD: Der Fixer. Roman. Aus dem Amerikanischen von Herta Haas. Köln 1968. Kiepenheuer & Witsch. 361 Seiten.

Bernard Malamud, einer der bedeutendsten Erzähler der USA, schildert gerne die Welt der kleinen Leute, um am scheinbar Zufälligen das Schicksalhafte darzustellen. Zu seinem 1966 veröffentlichten Roman „Der Fixer“, der jetzt auch in deutscher Übersetzung vorliegt, wurde er durch den Ritualmordprozeß angeregt, der gegen Mendel Beilis (1874–1934) geführt wurde. Nach zweijähriger Prozeßdauer wurde Beilis schließlich am 13. April 1913 freigesprochen. Sein Prozeß hatte die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit erregt, Schriftsteller und Geistliche traten für ihn ein. Nach seinem Freispruch wanderte Beilis zunächst nach Erez Israel, später in die USA aus. Das Verhängnis des Prozesses, die Aussichtslosigkeit oder Fast-Aussichtslosigkeit, die Mauer der Vorurteile zu durchbrechen, hat Bernard Malamud zum Gegenstand seines Romans gemacht. Den Prozeß erleidet ein Fixer. Mit diesem Wort ist ein Gelegenheitsarbeiter gemeint. Der Fixer nimmt jede Arbeit an, die sich ihm bietet, sofern sich ihm nur eine Arbeit bietet, wirkt als Glaser und Klempner. Aber das Städtle hat ihm nur wenig Arbeit, noch weniger Nahrung zu bieten: Darum zieht er nach Kiew, einer Stadt, die ihm zum Verhängnis werden soll. Mit dem Ausgeliefertsein an das Verhängnis, mit dem Hinnehmenmüssen einer passiven Rolle setzt der Roman bezeichnenderweise ein: „Von dem kleinen, kreuzförmig unterteilten Fenster seines Zimmers über dem Stall der Ziegelei sah Jakow Bok (das ist

der Fixer) in der Frühe dieses Morgens etliche Leute in ihren langen Mänteln irgendwohin laufen, alle in dieselbe Richtung. Weh is' mir, dachte er beunruhigt, irgend etwas Schlimmes ist geschehen.“ So lauten die beiden ersten Sätze. Alles schlägt dem Fixer zu seinem Unglück aus, auch das scheinbare Glück erweist sich immer wieder zuletzt doch als ein Unglück, bis das Netz der Indizien sich um ihn zusammengezogen hat. Den Fixer trifft sein Schicksal um so härter, als er sich glaubensmäßig nicht mehr an sein Judesein gebunden fühlt. Er bezeichnet sich selbst als einen Freigeist. Aber er muß erfahren, daß das seine Umwelt wenig beeindruckt. Der Prozeß ist für ihn eine Leidens- und Läuterungszeit. Der Fixer bleibt sich selbst treu, eine Selbstbezeichnung wider sein besseres Wissen kann ihm nicht abgerungen werden. So bleibt er doch der Stärkere, auch wenn das Ende des Prozesses im Roman offenbleibt.

W. E.

ALFRED NEUMEYER: Lichter und Schatten. Eine Jugend in Deutschland. München 1967. Prestel-Verlag. 300 Seiten.

Ein bezauberndes Buch! Vielleicht erwartet der Leser zunächst nur die Erinnerungen eines Deutschen aus hochgebildetem und kultiviertem Hause, den die Hitler-Zeit dazu nötigte, sich eine neue Heimat im fernen Kalifornien zu suchen. Diese Erwartung wird erfüllt, aber sie wird in mehr als einer Hinsicht weit übertroffen, ja das Wertvollste und Großartigste an den Aufzeichnungen des etwa siebzigjährigen Verfassers ist damit noch gar nicht bezeichnet. Es liegt vor allem im Bereich des Künstlerischen, der Sprache, der Deutung dessen, was Alfred Neumeyer erlebt und erfahren hat. „Schmerzlose Liebe erfüllt mich“, heißt es einmal bei ihm, „und prüfendes Verstehen“. In der Tat spricht eine wunderbare Überlegenheit aus diesen Seiten; von schwerem eigenem Erleben wird nur am Rande, von demjenigen nächster Angehöriger gar nicht gesprochen. Statt dessen erfahren wir unendlich viel und Wesentliches von allgemeinen, uns alle angehenden und tief berührenden Dingen, von Entwicklungen, die auch manche von uns mitgemacht, von Menschen, die auch uns etwas bedeutet, von Stätten, die auch wir geliebt haben. Das Kapitel „Schule, Schüler, Lehrer“ ist ebenso meisterhaft, wie dasjenige „Masse und Gruppe“. Allgemeingültiges aussagt, soziologische Tatsachen, politische Wahrheiten, etwa über die Rolle der bündischen Jugendbewegung, nationaler oder militärischer Ideen und Kreise, denen der Autor nahestand oder angehörte.

Als Sohn eines hoch angesehenen juristischen Ordinariums der Münchener Universität herangewachsen und ganz uneingeschränkt in bayrisches und preußisch-deutsches Staatsbewußtsein Bismarckscher Prägung integriert, erlebte er die Religion als Kind zunächst nur durch die Vermittlung katholischer Dienstmädchen und eines nicht ohne Humor, aber liebevoll gezeichneten Großvaters, der fest im Judentum wurzelte, gewann jedoch mit den Jahren eine aufrichtige Verehrung für die jüdische Religion, „die reinste Form der Gottesverehrung“, auch wenn das eigene Wesen „nicht ohne Schmerzen“ dem Gottesglauben entwachsen war. Dennoch sah der Verfasser in ihm „ein historisches und ein psychologisches Phänomen von höchster kultureller Fruchtbarkeit“, und so vermögen seine Aufzeichnungen auch dem Gläubigen viel zu geben.

<sup>1</sup> Vgl. FR XIX, 69/72, S. 137 f.